

Diachronische Betrachtungen zur deutschen Satzstruktur

Von Kaj B. Lindgren

Im folgenden werden keine eigentlichen Forschungsergebnisse vorgelegt; es handelt sich nur um eine kleine Voruntersuchung, die keine Ansprüche erhebt, methodischen Forderungen zu genügen. Die Studie verfolgt nur den Zweck, klarzulegen, ob und gegebenenfalls wo es sich lohnen würde, wirkliche Forschungen anzusetzen.

Den Ausgangspunkt bildet das Schema für eine formale Beschreibung der deutschen Satzstruktur, das ich in „Wirkendes Wort“ vorlegte¹, hier kurz „Entwurf“ genannt. Zum Verständnis des folgenden ist es jedoch nicht nötig, sich um die dortige Formelsprache zu kümmern. Es wird zunächst nur festgestellt, welche Kombinationen von Satzgliedern vorkommen und wie häufig die einzelnen Typen jeweils sind. Auf dem Entwurf beruht vor allem die Gruppierung sowie die Betrachtungsweise, daß eine Reihe von Satzgliedern als Erweiterungen der Ausgangstypen behandelt und in der ersten Phase alle Angaben ausgeklammert werden. Hierdurch entsteht wenigstens der Vorteil, daß die verschiedenen Satztypen übersichtlich zusammengestellt werden können.

Demnach werden die Sätze wie folgt eingeteilt:

N = Eingliedrige Sätze, Nominalsätze und dgl., also alle satzwertigen Gebilde, die sich nicht in Subjekt und Prädikat gliedern lassen.

V = Vorgangssätze, die von den Hauptgliedern nur Subjekt und Prädikat enthalten.

P = Prädikative Sätze, die aus Subjekt, Prädikat (Kopula) und Prädikativ, d. h. Prädikatsnomen (Gleichgröße) oder prädikativem Adjektiv (Artangabe zur Grundgröße) bestehen.

¹ Morphem – Wort – Wortart – Satzglied, in: WW 17, 1967, S. 217–228.

T = Transitive Sätze, die neben Subjekt und Prädikat ein Akkusativobjekt enthalten.

Als Unterarten dieser Ausgangstypen treten dann solche Sätze auf, die durch ein Dativobjekt (DO), ein Genitivobjekt (GO), ein Prädikativ zum Akkusativobjekt (PT_{AO}), ein zweites Glied im Akkusativ (auch AO) oder durch Kombinationen von diesen erweitert sind. Vorhandene Angaben werden dabei nicht berücksichtigt, da sie einen Typ von Gliedern darstellen, der bei Bedarf zu jedem Satztyp hinzugefügt werden kann.

Zu diesem Schema möchte ich ausdrücklich betonen, daß es rein formal aufzufassen ist. Die Ausgangstypen sind gewiß keine Grundformen der deutschen Sätze, denn zu diesen gehören oft weitere Glieder, und es können auch Angaben als unentbehrliche Bestandteile der Sätze auftreten. Ich vermute jedoch, daß dabei semantische Faktoren mit einspielen, sie habe ich aber hier absichtlich ausgeklammert, um zuerst die formale Struktur zu klären.

Weiter ist zu bemerken, daß diese Satzgliedkategorien in gewissem Sinne Sammelbegriffe sind, die sich noch in Untertypen einteilen lassen und recht verschiedenartige, nur durch formale Kriterien zusammengeführte Bestandteile umfassen. So glaubt eine meiner Schülerinnen, eine Möglichkeit gefunden zu haben, nach der das Präpositionalobjekt auch rein formal von den sonstigen Angaben zu trennen sei. Die Grenze zwischen Prädikativ und Angabe ist auch nicht ganz eindeutig, denn es gibt Glieder, die teils Kennzeichen der einen, teils der anderen Kategorie aufweisen. Es ist aber noch zu früh, hierüber etwas Näheres auszusagen.

Das Schema des Entwurfs ist also ausdrücklich als Provisorium gedacht. Erst die Anwendung auf längere, zusammenhängende Texte wird es entweder bestätigen, oder zu einer Revision führen. Einen solchen Versuch stellt nun diese kleine Untersuchung dar. Durch das Tagungsthema angeregt, habe ich zugleich prüfen wollen, ob es auch auf ältere Sprachstufen anwendbar ist. Ich sehe durchaus ein, daß dies methodisch sehr bedenklich ist, denn das Gliederungsschema müßte natürlich aus jeder Sprachform selbst gewonnen werden. Da aber fürs Altdeutsche keine Informanten erreichbar sind, stößt das auf Schwierigkeiten, und so habe ich diesen Versuch gewagt, um wenigstens zu einer ersten Orientierung zu gelangen.

Da die Arbeit ohne maschinelle Hilfe durchgeführt ist, habe ich mich mit ganz kleinen Bruchstücken begnügt: Aus jedem Text sind 500 Satzgebilde analysiert, und zwar vom Anfang, falls nicht anders angegeben.

Unter Satzgebilde verstehe ich hier: einmal jeden Hauptsatz als Ganzes, also mit Nebensätzen und dgl. als Glieder darin, sodann jeden Nebensatz für sich, wie auch alle satzwertigen Infinitiv- und Partizipkonstruktionen. Diese habe ich in finite Form durch Ergänzung eines sinngemäßen Subjekts transformiert und demnach eingeordnet. Ebenso sind alle passiven Sätze in Aktiv und imperativische in Indikativ transformiert worden, damit die jeweilige Grundform erreicht würde. Nebengeordnete Glieder wurden als eine Einheit gezählt, bei Satzverknüpfungen mit gemeinsamen Gliedern wurden diese auch dort gezählt, wo sie eingesparrt waren. Auch weitere derartige Konventionen waren natürlich für die statistische Zuordnung nötig, es dürfte sich jedoch erübrigen, sie alle hier aufzuzählen; ihre Wirkung auf die Zahlen bleibt gering, und da diese auf nur kleinen Textbruchstücken beruhen, erheben sie ohnehin keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit.

Die untersuchten Texte sind:

Ahd.: Tatian, Ed. Sievers (Luc. 1–3:15 und weiter bis Tatian 14,6), und Otfrid, Braunes Lesebuch (4.I – 9.I.7).

Mhd.: Nibelungen, Ed. Bartsch–de Boor, Göschen, und Lancelot, Ed. Kluge, DTM.

Frnhd.: Luther, Ed. Volz (Von den guten Werken, An den christlichen Adel), und Fischart, Aller Praktik Großmutter, Ed. Braune (ohne Aufzählungen).

Klassik: Goethe, Die Wahlverwandtschaften, Cotta, und Schiller, Kabale und Liebe, Reclam (ohne Bühnenanweisungen).

Gegenwart: Rinser, Mitte des Lebens, Fischer; Musil, Das hilflose Europa, Piper; Die Zeit vom 21. 4. 1967 (S. 1–2, ohne Rubriken und Insete), und Quick Nr. 2, 1968, der Roman Der goldene Kuß von Doerner.

Aus diesen Texten wurde die Anzahl der einzelnen Satztypen abgezählt, also die der verschiedenen Kombinationen von Satzgliedern. Daraus wurde die Anzahl je 100 Satzgebilde berechnet, so daß die Zahlen in den Tabellen gewissermaßen Prozente darstellen. Das Gesamtergebnis steht in Tabelle 1. Der obere Teil der Tabelle 2 enthält entsprechend die Gesamtfrequenzen der wichtigsten Satzglieder.

Die Tabellen zeigen zunächst einen unerwartet kleinen Unterschied zwischen dem Altdeutschen und der Gegenwartssprache. Dies legt den Verdacht nahe, daß die Ähnlichkeit auf der Methode der Satzanalyse beruht, und nicht auf der Sprachstruktur. Um hierzu wenigstens einen An-

Tabelle 1: Frequenz der verschiedenen Strukturtypen

| | Ahd. | | Mhd. | | Fmhd. | | Klass. | | Rin | Gegenwart | | Qui | Schw. Str. | Finn. Sil |
|--------|------|------|------|------|-------|------|--------|------|------|-----------|------|------|------------|-----------|
| | Tat | Otf | Nib | Lan | Lut | Fis | Goe | Sch | | Mus | Ze | | | |
| N | 3,4 | 3,0 | 2,0 | 2,0 | 2,6 | 3,4 | 3,2 | 10,8 | 5,8 | 5,4 | 3,4 | 16,4 | 5,2 | 3,2 |
| V | 27,4 | 17,8 | 18,2 | 28,6 | 19,0 | 26,8 | 18,6 | 17,6 | 25,6 | 27,0 | 32,2 | 25,0 | 32,4 | 36,2 |
| -DO | 5,8 | 5,8 | 4,8 | 5,0 | 5,2 | 5,4 | 4,2 | 4,2 | 1,6 | 2,0 | 2,2 | 2,0 | - | - |
| -GO | 1,2 | 4,4 | 4,8 | 0,8 | 1,4 | 1,4 | 0,6 | 0,2 | - | - | - | 0,2 | - | - |
| -DO-GO | - | 0,6 | 1,2 | 0,6 | - | - | - | 0,2 | - | - | - | - | - | - |
| P | 12,8 | 13,0 | 10,8 | 12,0 | 16,6 | 14,0 | 9,4 | 13,2 | 12,8 | 15,6 | 10,8 | 11,8 | 10,4 | 18,4 |
| -DO | 1,4 | 1,8 | 5,2 | 1,2 | 2,6 | 2,2 | 1,8 | 0,8 | 0,4 | 0,6 | 0,6 | 0,2 | - | - |
| -GO | 0,6 | 2,0 | 0,4 | - | 1,4 | 0,8 | 0,2 | - | - | 0,6 | - | - | - | - |
| -PT | - | 0,2 | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | 0,2 |
| -DO-GO | - | - | 0,2 | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - |
| T | 33,6 | 37,2 | 39,0 | 35,2 | 43,6 | 41,2 | 50,2 | 44,0 | 45,8 | 44,4 | 45,0 | 40,6 | 49,0 | 37,0 |
| -DO | 6,8 | 7,4 | 8,2 | 9,2 | 3,4 | 3,2 | 9,0 | 7,0 | 5,0 | 2,8 | 4,6 | 3,0 | 1,6 | - |
| -PT | 5,8 | 3,2 | 2,0 | 3,2 | 2,6 | 1,0 | 2,0 | 1,8 | 2,6 | 1,2 | 1,0 | 0,8 | 1,4 | 5,0 |
| -GO | 0,6 | 2,2 | 2,4 | 1,6 | 0,8 | 0,2 | 0,4 | - | - | 0,4 | 0,2 | - | - | - |
| -AO | 0,6 | 0,6 | 0,4 | - | 0,6 | 0,2 | - | - | - | - | - | - | - | - |
| -DO-PT | - | 0,6 | 0,4 | - | 0,2 | 0,2 | 0,4 | 0,2 | 0,4 | - | - | - | - | - |
| -DO-GO | - | 0,2 | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - |
| -GO-PT | - | - | - | 0,6 | - | - | - | - | - | - | - | - | - | - |

Tabelle 2: Frequenz der verschiedenen Satzglieder

| | Ahd. | | Mhd. | | Frñhd. | | Klass. | | Gegenwart | | | Schw. Finn. | |
|---|------|-------|-------|-------|--------|-------|--------|------|-----------|-------|-------|-------------|------------|
| | Tat | Otf | Nib | Lan | Lut | Fis | Goe | Sch | Rin | Mus | Zeī | Qui | Str Sil |
| AO | 47,4 | 51,4 | 52,4 | 49,8 | 51,2 | 46,0 | 62,0 | 53,0 | 53,8 | 48,8 | 50,8 | 46,4 | 52,0 42,0 |
| PT | 20,6 | 20,8 | 19,0 | 17,0 | 23,4 | 18,0 | 13,8 | 15,8 | 16,2 | 16,8 | 12,4 | 12,8 | 11,8 23,6 |
| DO | 13,8 | 16,4 | 20,0 | 16,0 | 11,4 | 11,0 | 15,4 | 12,2 | 7,4 | 5,4 | 7,4 | 5,2 | 1,6 — |
| GO | 2,4 | 9,4 | 9,0 | 3,6 | 3,6 | 2,4 | 1,2 | 0,4 | — | 1,0 | 0,2 | 0,2 | — — |
| AG | 89,4 | 103,2 | 102,6 | 100,8 | 109,0 | 106,0 | 108,4 | 84,8 | 80,8 | 114,4 | 113,2 | 69,8 | 94,0 152,2 |
| ohne SU | 5,6 | 1,8 | 0,8 | 0,4 | — | 1,4 | 0,2 | 0,2 | — | — | — | 0,6 | — 10,0 |
| Durchschnittliche Anzahl Glieder je Satzgebilde | | | | | | | | | | | | | |
| | 3,6 | 4,0 | 4,0 | 3,8 | 4,0 | 3,8 | 4,0 | 3,6 | 3,6 | 3,8 | 3,8 | 3,2 | 3,5 4,0 |
| Durchschnittliche Anzahl Wörter je Nominalglied | | | | | | | | | | | | | |
| | 2,5 | 2,5 | 2,8 | 3,0 | 3,1 | 2,7 | 3,3 | 2,8 | 3,1 | 4,4 | 3,9 | 2,5 | |

haltungspunkt zu gewinnen, habe ich in derselben Weise je einen schwedischen und finnischen Text analysiert, und zwar Strindberg, Rödummet, und Sillanpää, Miehen tie. Das Resultat ist den beiden Tabellen rechts angefügt. Auf Schwedische war die Methode mühelos anwendbar. Aber auch das Finnische ließ sich trotz der 14 Kasus in das Schema einfügen, denn hier kommt als Subjekt und Objekt eine Gruppe von Kasus vor, als Prädikativ die gleiche und zusätzlich eine andere Gruppe, während der Rest, vor allem die sog. Lokalkasus, als Angaben behandelt werden konnte. So wurde das Finnische zwar in dieses deutsche Schema hineingezwängt, aber allzu gewaltsam erscheint das Verfahren wohl nicht.

Es zeigt sich, daß die Ähnlichkeit in der Grundstruktur auch hier wiederkehrt. Fürs Schwedische war damit natürlich zu rechnen; fürs Finnische muß ich es aber offen lassen, ob sie lediglich auf der Methode beruht, ob sie auf die starke Beeinflussung seitens der indogermanischen Sprachen zurückzuführen ist oder ob hier etwa irgendwelche linguistischen Generalia zu Tage treten.

In Tabelle 1 zeichnet sich aber deutlich auch eine gewisse Entwicklung im Deutschen ab: Die Zahl der verschiedenen Kombinationen von Satzgliedern nimmt ab, von 18 im Altdeutschen auf 12 in der Gegenwartssprache; der Satzbau ist also einheitlicher geworden. Die Vergleichssprachen weisen wiederum nur 6 verschiedene Kombinationen auf.

Als hypothetischen Erklärungsversuch möchte ich hier folgende Gedankengänge anführen: Im Finnischen können das Subjekt und das Objekt in je zwei verschiedenen Kasus stehen, ihre Wahl ist also rein semantisch bedingt. Wir können sowohl *söin leivän* als auch *söin leipää* sagen und drücken damit wenigstens annähernd dieselbe Opposition aus, die im Altdeutschen geherrscht zu haben scheint, zwischen *ich az daz brot* und *ich az des brotes* — jedoch will ich hier nicht näher auf das Problem eingehen, in wieweit ein fi. Partitivobjekt einem altdt. Genitivobjekt entspricht².

Im Finnischen finden wir also Satzteile, die dieselben Aufgaben erfüllen wie die Hauptglieder der deutschen Sätze. Die Rollen können aber von verschiedenen Kasusformen getragen werden, zwischen de-

² Beinahe alle Beispiele in Ingerid Dal, Kurze deutsche Syntax, 3. Aufl., Tübingen 1966, §§ 17–22, haben im Finnischen Entsprechungen, deren Objekt im Partitiv steht oder die als Ergänzung einen Lokalkasus haben, aber nicht Akkusativ.

nen der Unterschied im wesentlichen semantisch zu sein scheint. Im Altdeutschen bestand anscheinend eine ähnliche Opposition zwischen Genitiv- und Akkusativobjekt, und auch das Dativobjekt wird sich wohl weitgehend semantisch von den anderen abgehoben haben.

Im Anschluß an Beobachtungen von Ingerid Dal³ bin ich geneigt, ein wesentliches Moment der Entwicklung darin zu sehen, daß die deutschen Kasus weitgehend ihre semantischen Oppositionen verloren haben, so daß die Wahl des Kasus heute in erster Linie formal bedingt ist, während sie früher wenigstens teilweise semantisch mitbedingt war. In der Gegenwartssprache ist die Kasusform der Objekte praktisch immer durch das Prädikatsverb bestimmt, als Alternative kommt nur eine Präpositionalkonstruktion in Frage, kein anderer Kasus.

Von einer semantischen Opposition zwischen den Kasus kann man wohl nur noch dort sprechen, wo Akkusativobjekt und Dativobjekt zusammen in demselben Satz stehen können. Hier ist aber die Wahl schon dadurch vorherbestimmt, daß ein persönliches Objekt bzw. ein persönlich gesehenes Ding im Dativ und ein Sachobjekt im Akkusativ steht. Es scheint mir, daß der semantische Unterschied eher in diesem Umstand als in dem verschiedenen Verhältnis zum Prädikat und Subjekt zu suchen ist, daß ja eine typische „Kasusbedeutung“ wäre. Jeder finnische Deutschlehrer könnte erzählen, daß es beinahe unmöglich ist, den finnischen Schülern die Wahl zwischen Dativ und Akkusativ als einzigem Objekt semantisch klarzumachen. Kurz, ich vermute, daß die Erörterungen der Bedeutungsunterschiede zwischen diesen Kasus in den deutschen Grammatiken mehr sekundäre Interpretation der formalen Gebundenheiten als primäre Sprachstruktur enthalten – einen Fremden, der in seiner Muttersprache diese Kasusopposition nicht kennt, überzeugen sie kaum, denn er kann meistens Gegenbeispiele finden.

Der Genitiv ist bekanntlich aus diesem Oppositionsverhältnis praktisch ganz ausgeschieden, da er nur noch Kasus des Attributs ist, wo wiederum Akkusativ und Dativ nicht vorkommen.

Ich vermute also, daß die Abnahme der Kombinationsmöglichkeiten eine Folge des Umstandes ist, daß die deutschen Kasus ihren Bedeutungsgehalt weitgehend verloren haben und heute in erster Linie formale Mittel der Satzstruktur sind. Spurlos verschwunden sind diese seman-

³ A. a. O., besonders S. 21 f. und 35.

tischen Momente noch nicht, aber eine Entwicklung in dieser Richtung zeichnet sich recht deutlich ab. Im Schwedischen ist sie gewissermaßen einen Schritt weiter gegangen, denn dort kommt in der Regel nur ein Objekt vor und nur in seltenen Fällen ein zweites, das in der Rolle des deutschen Dativobjekts auftritt. Im Finnischen ist wiederum die Entwicklung in entgegengesetzter Richtung gegangen, dort hat die Zahl der Kasus zugenommen, wobei sich immer mehr semantische Oppositionen innerhalb der Hauptrollen im Satz herausgebildet haben.

Der Tabelle 1 könnte man weiter eine Reihe Differenzen ablesen, die wohl vor allem stilistische Unterschiede zwischen den Texten betreffen; auf die möchte ich aber in diesem Zusammenhang nicht eingehen.

Zu Tabelle 2 sind Kommentare kaum nötig. Der Anteil des Akkusativobjekts scheint leicht gestiegen zu sein; das dürfte aber nur scheinbar sein, denn der Anteil der anderen Objekte ist zurückgegangen. Das Genitivobjekt ist praktisch verschwunden – in der Gegenwartssprache kommt es hier bis auf zwei Einzelfälle nur im Essaystil von Musil vor. Überraschenderweise ist auch der Anteil des Dativobjekts beträchtlich zurückgegangen, und der Anteil der Angaben variiert wiederum stark, was wohl zunächst auf stilistischen Umständen beruht.

Auch der Anteil der Prädikative ist kleiner geworden, was teilweise stilistisch bedingt sein kann. Jedoch spielt hier ein anderer Umstand mit ein: Im Altdeutschen finden wir Artwörter in flektierter Form, die den Definitionen nach Prädikative sind, und zwar in solchen Stellungen im Satz, wo wir heute unflektierte Artwörter verwenden, die wiederum als Angaben definiert sind. Hier zeigt sich, daß die Abgrenzung der Prädikative von den Angaben auch diachronisch problematisch ist. Die Grenze möchte ich jedoch nicht ganz aufgeben, weil solche offenbare Ersatzmöglichkeiten wie z. B. *er ist dumm* – *er ist ein Dummkopf* bestehen und für die Behandlung der Prädikative als Größen sprechen. Das Problem muß ich vorläufig noch ganz offen lassen⁴. – Die letzte Zeile, Sätze ohne Subjekt, umfaßt nur solche Fälle, in denen man gemäß dem heutigen Sprachgefühl ein formales *es* vermißt.

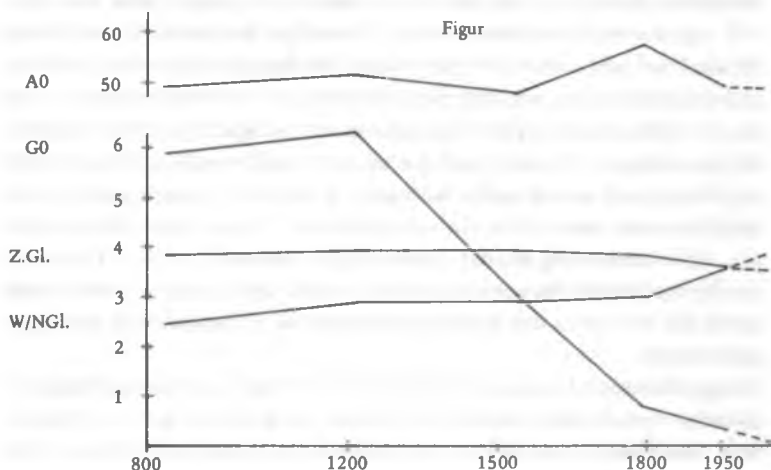
Neben der formalen Satzstruktur habe ich auch die Satzlänge und das Problem der Nominalisierung beachtet; die Zahlen dafür stehen im unteren Teil der Tabelle 2.

⁴ Vgl. Lindgren, Das Artwort als Satzglied, in Festschrift Moser, 1969, Ss. 115–124.

Die obere Zeile besagt, wie viele Glieder ein Satzgebilde jeweils durchschnittlich umfaßt. Wir sehen, daß die Satzlänge praktisch unverändert bleibt; die Unterschiede sind offenbar stilistisch bedingt. Die kürzesten Sätze weisen einfach erzählende Texte auf, die viel umgangssprachlichen Dialog enthalten, die längsten bauen Luther und Goethe. Lang sind auch die Sätze der Texte in gebundener Form, aber dies beruht offenbar darauf, daß sie viele nichtssagende kleine Adverbien enthalten, ein bequemes Mittel, die Silbenzahl der Verse auszufüllen, die hier jedoch als eigene Satzglieder gezählt werden.

In der unteren Zeile ist wiederum berechnet, wie viele Wörter durchschnittlich die Satzglieder umfassen, deren Kern ein Substantiv ist. Hier zeigt sich ein deutlicher Anstieg, von 2,5 im Ahd. auf 3,5 in der Gegenwartssprache: Es zeichnet sich die Nominalisierungstendenz ab, doch beschränkt sie sich nicht auf die jüngste Zeit, sondern sie hat sehr früh eingesetzt. Es mag etwas überraschen, daß die berühmte Zeitungssprache hier nicht führend ist, sondern daß Musils Essaystil eine noch viel höhere Zahl aufweist. Jedoch kenne ich aus Seminararbeiten Beobachtungen, die in dieselbe Richtung weisen: Den kompliziertesten Satzbau mit den stärksten Nominalisierungen weist nicht die Zeitungssprache auf, sondern der Stil mancher literarischer Essayisten.

Schließlich habe ich das kleine Diagramm der Figur gezeichnet, mit dem ich zunächst an das Thema der vorigen Tagung anknüpfe. Die waagerechte Achse stellt die Zeit dar, die senkrechte die Häufigkeit der je-



weiligen Kategorie, wobei jedoch Einheit und Skala jeweils verschieden sind, da ich in einem Bild mehrere Linien vereinen und nur die Verlaufsrichtung habe illustrieren wollen.

Die Linien sind, links von unten nach oben gerechnet: Die Wörterzahl je Nominalglied, die Zahl der Glieder je Satzgebilde, der Anteil der Genitivobjekte und der der Akkusativobjekte. Für jede Periode ist der Durchschnitt aus den beiden Texten berechnet, für die Gegenwart aus den drei anderen ohne Quick, die stilistisch stark vom übrigen Material abweicht.

Wir sehen, daß der Satzumfang in Gliedern gemessen praktisch unverändert geblieben ist, ebenso der Anteil des Akkusativobjekts, denn der Sprung bei den Klassikern dürfte ein Zufall sein. Die Nominalglieder sind andauernd umfangreicher geworden, besonders in jüngster Zeit. Der Anteil des Genitivobjekts hat seit dem Mhd. stetig abgenommen und tendiert dazu, ganz zu verschwinden. Die beiden Linien für den Satzumfang zeigen zusammen, daß der Bedarf, mehr Information in einem Satz unterzubringen, nicht dazu führt, daß die Sätze durch weitere Glieder verlängert werden, sondern dadurch, daß einzelne Teile durch weitere untergeordnete Glieder umfangreicher werden.

Eine Figur dieser Art gibt die Möglichkeit, die Tendenz der Entwicklung zu illustrieren und für die Zukunft fortzusetzen — eine solche Extrapolation läßt sich natürlich auch direkt aus den Zahlenreihen berechnen. Dies könnte vielleicht der Sprachpflege ein Hilfsmittel bieten. Hier läßt sich z. B. ablesen, daß die Nominalisierung in jüngster Zeit beträchtlich zugenommen hat; wer weiteres Umsichgreifen dieser Entwicklung für ein Übel hält, kann dann im Unterricht dagegen eingreifen. Auf der anderen Seite sehen wir, daß das Genitivobjekt im Verschwinden ist. In der Tat führt es die Duden-Grammatik als einzige Möglichkeit nur bei einigen wenigen Vokabeln auf, die alle dem steifen oder gehobenen Stil angehören und im normalen Alltagsstil in der Regel durch andere Ausdrücke ersetzt werden. In Anbetracht dieser Tatsache möchte ich fragen, ob es notwendig ist, das Genitivobjekt weiterhin in einer Grammatik für praktische Zwecke mitzuschleppen, oder ob man nicht heute schon das Einlernen der deutschen Grammatik in diesem Punkte erleichtern könnte.

Fortgeschrittene Lernende müssen natürlich das Genitivobjekt in ihren passiven Sprachschatz aufnehmen, damit sie die ältere Literatur verstehen. Im aktiven Sprachschatz benötigen sie es jedoch nicht, denn jeder

Gedanke kann auch ohne es formuliert werden — des Genitivobjekts bedürfen wir nur im gehobenen Stil. Für diesen Schritt wäre nichts anderes nötig, als daß die deutschen Lehr- und Normbücher bei diesen wenigen Vokabeln für den Alltagsgebrauch der Ausweichmöglichkeit den Vorzug geben würden, dann bliebe der Genitiv nur noch Kasus des Attributs, der Zugang zur Sprache wäre dem Ausländer erleichtert. Ich glaube kaum, daß einem Deutschen der winzige Unterschied in den Texten auffallen würde.

Zum jetzigen Tagungsthema seien noch einige Bemerkungen angefügt. Unerwartet sind hier wohl die geringen zeitlichen Unterschiede, denn wir wissen ja, wie viel sich geändert hat. Auf Grund dieser Betrachtungsweise scheint es jedoch so, daß die Änderungen nur Einzelheiten betreffen, während die Grundstruktur recht stabil gewesen ist und lediglich eine Verschiebung in Richtung auf einen einheitlicheren Satzbau erfahren hat. Bisher hat man meist gewisse Details herausgegriffen und ihre Wandlungen durch die Zeiten verfolgt, während ihre Rolle in dem Gesamtsystem weniger Beachtung gefunden hat. Um auch diese Seite zu beleuchten, müßte man m. E. von den einzelnen Texten als Einheiten ausgehen und die Grammatik des jeweiligen Idiolekts ermitteln. Sodann könnte man aus diesen den durchschnittlichen Sprachgebrauch einer gewissen Periode innerhalb eines Dialektraumes bestimmen, und erst daraufhin ließe sich durch einen Vergleich der einzelnen Perioden ein Gesamtbild entwerfen. Das wäre aber nichts anderes als die alte Wahrheit, daß eine erschöpfende Diachronie eine synchronische Untersuchung der verschiedenen Entwicklungsphasen voraussetzt.

Doch meine ich, daß auch umgekehrt eine erschöpfende synchronische Untersuchung die Diachronie berücksichtigen sollte. In der Gegenwertsprache finden wir gewisse Sonderfälle, die sich in das Normalschema nicht recht einfügen lassen; hier sind z. B. das Genitivobjekt und die Grenzfälle zwischen Prädikativ und Angabe in Erscheinung getreten, weiter gibt es den doppelten Akkusativ bei *lehren* usw., der zufälligerweise hier nicht auftaucht. Wenn wir sie streng synchronisch in das grammatische System aufnehmen wollen, so verursacht das viele Komplikationen in der formalen Beschreibung. Auf der anderen Seite sehen wir, daß solche Ausdrucksformen einer älteren Struktur entsprechen und gewissermaßen Überbleibsel darstellen, die sich der jüngeren Struktur noch nicht ganz angepaßt haben. Die Sprache entwickelt sich ja dauernd, und mithin müssen wir wohl damit rechnen, daß wir auf jeder Ent-

wicklungsstufe, also auch in der Gegenwartssprache, Bestandteile vorfinden, die Nachwirkungen der vorherigen Phase sind. So ließe sich wohl auch der Standpunkt vertreten, daß solche seltenen Einzelfälle keinen vollwertigen Platz im jeweiligen Strukturschema beanspruchen, sondern nur ergänzend am Rande erwähnt werden können. Es ist m. E. nicht nötig, für sie umständliche synchronische Erklärungen aufzubauen, da sie sich einfach und ungezwungen diachronisch erklären lassen. Das formale Strukturschema könnte viel einfacher gestaltet werden, wenn man diese Fälle als diachronisch bedingte synchronische Anomalien behandeln könnte.

Ich meine also, daß die Fragestellung Synchronie oder Diachronie den Kern des Problems verfehlt. Es geht vielmehr darum, zu entscheiden, wie sie am fruchtbarsten zusammenwirken und einander ergänzen können. Wichtig ist nur die methodische Primärforderung, daß wir die beiden Betrachtungsweisen nicht vermengen, sondern konsequent von der einen ausgehen und erst in einer zweiten Phase die andere ergänzend hinzuziehen.